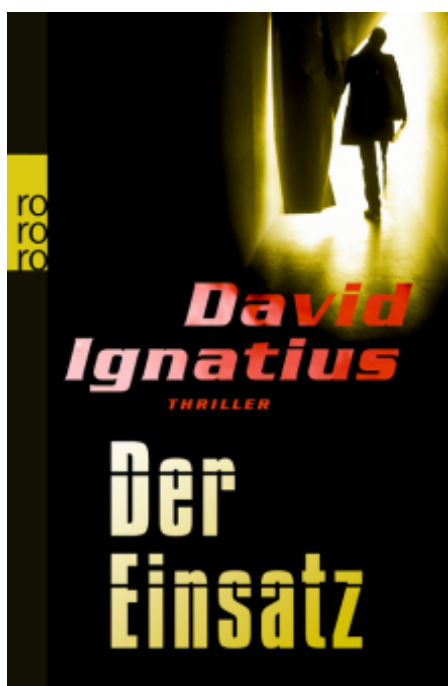


Leseprobe aus:

**David Ignatius**

**Der Einsatz**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

## **1 Teheran •••**

Stellen wir uns einen geschäftig belebten Boulevard vor, der einen Hügel hinabläuft wie ein farbiger Tropfen Glasur an der Innenseite einer rauen Tonschale. An Kaufhäusern und Läden zu beiden Seiten der breiten Straße blinken bunte Neonreklamen mit den Logos von Fluggesellschaften, Fastfood-Restaurants und Mobilfunkfirmen, alle paar Häuser unterbrochen von düsteren Transparenten, auf denen in handgemalten Buchstaben an das Blut der Märtyrer erinnert wird.

Diese Gegensätze sind typisch für die Valiasr-Straße, die Hauptachse von Nord-Teheran. Von den alteingesessenen Vierteln der Innenstadt, in denen bei jedem Freitagsgebet der Hass auf die Ungläubigen geschürt wird, führt sie hinauf ins höher gelegene Viertel Jamaran, wo – gemessen an der Anzahl der nach aktueller Pariser Mode gekleideten Damen und der vielen deutschen Nobelkarossen – die Ungläubigen eigentlich zu Hause sein müssten. Aber der Schein trügt: Hier oben auf den Hügeln liegt das Geheimnis des modernen Iran verborgen, einer Nation, deren Identität in bestimmter Hinsicht ein Gespinst aus Lügen ist. Auch die Valiasr-Straße ist nicht das, was sie auf den ersten Blick zu sein scheint. Sie ist Warnung und Verführung zugleich. Bereits der Name ist trügerisch. Obwohl sie schon vor Jahren offiziell in Valiasr-Straße umbenannt wurde, heißt sie bei

vielen Teheranern noch immer so wie vor der Revolution: Pahlavi-Straße.

So ist das nun mal in Teheran: Einerseits ist es die Brutstätte der islamischen Revolution und die Hauptstadt einer Nation, die gerne die ganze Welt provoziert, andererseits wird hier von der Polizei peinlich genau kontrolliert, ob auch jeder Autofahrer den Sicherheitsgurt angelegt hat. Und wenn die Gläubigen von den Mullahs in die heilige Stadt Qom geschickt werden, dürfen sie es auf dem Weg dorthin nicht allzu eilig haben, wenn sie nicht in eine Radarfalle geraten wollen. Selbstverständlich ist es auch streng verboten, sich die aus dem Ausland kommenden Fernsehprogramme der Ungläubigen anzusehen, weshalb man den *Basidsch-e*, den Milizionären, hin und wieder etwas Schmiergeld zusteckt, damit sie die Satellitenschüssel auf dem Hausdach übersehen. Das Rückgrat der stolzen Stadt Teheran ist so biegsam wie das des ganzen Landes: Man krümmt sich, damit man nicht zerbricht.

Unsere Geschichte beginnt entlang der Valiasr-Straße, mit einem jungen Wissenschaftler, der dort in einer kleinen Wohnung im Altstadtviertel Jusef Abad lebte und auf den herrschaftlichen Höhen von Jamaran arbeiten durfte. Auf diese Weise war er ein Wanderer zwischen den beiden Welten, jemand mit zwei Seelen in der Brust. Einerseits war er ein Privilegierter, andererseits ein Kind des Zorns, und dieser Zorn richtete sich nicht auf die Ungläubigen, sondern auf diejenigen, die sich anmaßen, über ihn zu herrschen. Diese Geschichte handelt von seiner Entscheidung, sein Wertesystem gegen ein anderes zu tauschen, und wie alle Geschichten von jungen Männern, die sich ihren Platz im Leben erkämp-

fen, ist es auch eine Vater-Sohn-Geschichte. Und nicht zuletzt eine Geschichte von Verrat, aber auch von Treue.

•••

Als der junge iranische Wissenschaftler an dem Tag, an dem er seine Entscheidung traf, erwachte, klebte ihm das Bettlaken klatschnass am Körper. In der Nacht war ihm der Angstschweiß ausgebrochen, was ihm fast so peinlich war, als hätte er ins Bett gepinkelt. Als ihm das klarwurde, wusste er, dass er handeln musste. Er wollte sich nicht mehr wie ein Feigling fühlen. Da war es besser, den entscheidenden Schritt zu tun und sich seiner Angst zu stellen, anstatt sie zitternd anzustarren wie das Kaninchen die Schlange. Es war eine große Entscheidung wie die, von zu Hause auszuziehen, sich scheiden zu lassen oder fortan nicht mehr zu beten. Man fällt solche Entscheidungen, weil es keine Alternativen gibt. Gäbe es einen anderen, weniger schmerzhaften Weg, wer würde ihn nicht beschreiten?

Am Abend vor dem Schlafengehen hatte der junge Mann in einem Gedichtband von Simin Behbehani gelesen, der populärsten zeitgenössischen Dichterin des Iran. Sein Vater, der in Teheran Professor gewesen war, hatte sie an der Universität einmal kennengelernt. Wie sein Vater hatte Simin Behbehani den Iran nie für lange Zeit verlassen, aber in ihren Gedichten spürte man deutlich die Sehnsucht, dem Elend hier zu entfliehen. Der junge Mann hatte den Gedichtband aufgeschlagen auf seinem Nachttisch liegen lassen, und kurz nach dem Erwachen las er noch einmal das Gedicht mit dem Titel «Mein Land, ich werde dich von Neuem aufbauen»:

*Mein Land, ich werde dich von neuem erbauen  
wenn nötig, mit Ziegeln aus meinem Leben  
Ich baue die Säulen, dein Dach zu tragen  
wenn nötig, aus meinem Gebein  
Ich werde ihn atmen, den Duft der Blüten  
hervorgebracht von deiner Jugend  
Ich werde dir waschen vom Körper das Blut  
mit den Sturzbächen meiner Tränen*

Nicht nur die Dichter sollten die Wahrheit sagen, dachte der junge Mann. Die Islamische Republik Iran war nicht mehr sein Land. Innerlich war er längst ihr *doshmand* geworden, ihr Feind. Er hatte versucht, in seiner Arbeit aufzugehen und seine Privilegien zu genießen wie all die Heuchler rings um ihn, aber es war ihm nicht gelungen. Sein Vater hatte ihn noch auf dem Sterbebett ermahnt, er solle auf seine innere Stimme hören und nicht auf diejenigen, die angeblich im Namen Gottes sprachen. «Ja, Baba», hatte der junge Wissenschaftler ihm geantwortet. «Ich verstehe.» Das war wie ein Versprechen, das nach und nach alle anderen Stimmen in ihm zum Schweigen gebracht hatte. Er wollte kein Verräter sein, doch inzwischen hörte er nur noch auf das, was ihm seine innere Stimme sagte.

Als er an jenem Morgen erwachte, keimte in ihm ein Plan auf. Er würde einen Stein ins Wasser werfen. Mehr nicht. Der Stein würde eine Information sein, ein kleines Quäntchen Wahrheit über das, was er in seinem Labor machte. Und dann sollten die Wellen, die dieser Stein verursachte, laufen, wohin sie wollten. Niemand würde wissen, dass er den Stein geworfen hatte, oder die Information zu ihm zu-

rückverfolgen können. Er hatte etwas in die Hand bekommen, und das würde er weitergeben. Mehr konnte er vorläufig nicht tun.

•••

An jenem Morgen fuhr der junge Wissenschaftler zu einem weißen Bürogebäude mit abgedunkelten Fenstern in Jamaran. Es hatte nur eine einzige, von Videokameras überwachte Tür, die hinaus auf eine schmale, halbmondförmig gebogene Gasse führte, und nirgendwo war ein Hinweis darauf zu finden, woran in dem Gebäude gearbeitet wurde. Die Labors in seinem Inneren standen voller exotischer Apparaturen, die man sich auf geheimen Wegen im Westen besorgt hatte, aber das, worauf es eigentlich ankam, waren die Menschen, die dort arbeiteten. Menschen wie der junge Wissenschaftler und seine Kollegen. Das Gebäude war Teil eines Netzwerks, dessen weitere Niederlassungen sich in der näheren Umgebung, aber auch in anderen Stadtvierteln befanden und weder auf dem Stadtplan noch im Telefonbuch verzeichnet waren. Nur wer dazugehörte, wusste von ihrer Existenz, musste aber auch damit rechnen, ständig von ihm unbekanntenen Personen überwacht zu werden.

Als er am Nachmittag mit seiner Arbeit fertig war, öffnete der junge Wissenschaftler die Tür und trat mit langsamen Schritten hinaus auf die Gasse. Er war ein gutaussehender Mann Anfang dreißig mit einer großen persischen Nase und dichten schwarzen Locken. Seine Arbeitskleidung bestand, wie die seiner Kollegen, aus einem streng wirkenden schwarzen Anzug aus Sommerwolle und einem gestärkten weißen Hemd ohne Kragen. Das einzige persönliche Detail waren

die goldenen Manschettenknöpfe, die unter den Ärmeln des Jacketts hervorblitzten. Der junge Wissenschaftler trug sie zum Andenken an seinen Vater, dem sie einmal gehört hatten. Sein Gesicht wirkte weich, was daran liegen mochte, dass er keinen Bart trug, und in seinen Augen funkelte eine Neugier, die er nicht zu verbergen versuchte. Er wirkte lockerer als andere iranische Männer, und er ging mit geradem, durchgedrücktem Rücken und leicht nach außen gedrehten Fußspitzen. Dieser Gang war ein Überbleibsel seines Physikstudiums in Deutschland, wo sich jedermann frei bewegen konnte und nicht ständig Angst haben musste, von irgendwoher beobachtet zu werden.

Als er das Büro verließ, trug der junge Mann eine schwarze Aktentasche unter dem linken Arm und drückte sie so fest an den Körper, dass die Überwachungskamera über der Tür sie nicht sehen konnte.

•••

Es war Frühsommer, und die Hitze des Nachmittags legte sich wie ein dichter, aus den Abgasen von Autos, Motorrollern und benzinbetriebenen Generatoren gewobener Schleier über die Stadt. Eigentlich hätte es hier oben auf den Hügeln kühler sein müssen als unten in der Altstadt, aber die Hitzeglocke, die über dem Kessel von Teheran lag, machte keinen Unterschied zwischen Arm und Reich. Für jemanden, der insgeheim von seiner Flucht träumte, waren Tage wie dieser eine schmerzliche Erinnerung daran, dass ein Entrinnen nur in der Phantasie möglich war.

Von den Hügeln aus betrachtet war die Stadt, deren Häuser von den Hängen des Elburs-Gebirges bis hinab in die

trockene Ebene der Ghom-Wüste reichten, ein grandioser Anblick. Wie eine bunt verzierte Schale lag sie da und schien offen für die ganze Welt zu sein. An ihrem oberen Rand arbeiteten sich die Hochhäuser und Wohnblocks immer weiter die Hügel hinauf, unterbrochen von ausgedehnten Parks mit plätschernden Brunnen und gepflegten Rasenflächen. Im Mellat-, Haqqani- und Lavizan-Park suchten die Menschen Schutz vor dem Staub und der Hitze des Tages. Dahinter erstreckte sich ein schier unendliches Häusermeer hinab in die Ebene: von dem Gewirr winziger Gässchen rings um einen überdachten Markt in der Südstadt bis hin zum Märtyrerrfriedhof in Behest-e-Zahra. Eine Stadt, die zu groß war, um sie mit einem Blick zu erfassen, eine Stadt, in der niemand alles wissen konnte, eine Stadt, in der sich Geheimnisse verbergen und bewahren ließen.

Doch dieses Gefühl war ein Trugschluss, ganz besonders hier in Jamaran, wo man ständig überwacht wurde. Den ganzen Tag saßen hier Männer in parkenden Autos und beobachteten eine bestimmte Kreuzung, und auf vielen Hausdächern waren Kameras montiert. Wenn ein Taxi in die Gegend kam, wurde das von jemandem vermerkt; wenn ein Auto besonders langsam fuhr, überprüfte jemand anders sein Nummernschild. Nicht einmal das Telefonieren war hier privat. Wenn man sich beim Wählen vertippte und aus Versehen bestimmte Nummern anrief, wurde man zurückgerufen und gefragt, wer man sei. Nicht einmal die privilegierten Einwohner dieser Blackbox von einem Stadtviertel waren sicher vor Lauschern und Beobachtern, wenn sie aus ihren Limousinen mit den Vorhängen vor den hinteren Fenstern stiegen. Wenn sie einen Fehler machten, wurden auch

sie einem Verfahren unterzogen, das die Behörden *ershah* nannten, was so viel wie «Führung» bedeutet.

•••

Der junge Iraner setzte eine Sonnenbrille auf, um seine Augen vor der gleißenden Nachmittagssonne zu schützen. Nachdem er ein paar Schritte gegangen war, blieb er stehen und steckte sich ein Stück Vollmilchschokolade in den Mund, deren Geschmack ihn an Deutschland erinnerte. Dann ging er weiter die Straße entlang, bis er vor dem Schaufenster eines Handyladens stehenblieb und sich die neuesten Mobiltelefone ansah. In der Glasscheibe spiegelten sich Dutzende von Passanten, und der Mann musterte ihre Gesichter und hoffte, dass das wegen der dunklen Sonnenbrille niemand bemerkte. Er war nicht sonderlich gut in solchen Dingen, aber er wollte es richtig machen.

Er steckte sich die Kopfhörer seines iPods in die Ohren und stellte den MP3-Player, den ihm ein Freund vor einem Monat aus Dubai mitgebracht hatte, auf die Shuffle-Einstellung, wodurch die gespeicherten Lieder in willkürlicher Reihenfolge abgespielt wurden. Das erste war von einem persischen Rapper aus Los Angeles, der sich MEC nannte – Middle East Connection. Die Musik war furchtbar nervig. Er klickte weiter und landete bei einem Song von Lou Reed, «Walk on the Wild Side». Schon besser. Doch obwohl niemand mitbekam, was der junge Wissenschaftler hörte, und ihn auch niemand prüfend ansah, bekam er es in der Mitte des Liedes, wo Lou Reed über die schwarzen Mädchen singt, die Du-du-du machen, mit der Angst, dass er vielleicht zu subversiv aussehen könnte, und klickte weiter zu den Goldberg-Variationen von

Bach, die er in Deutschland lieben gelernt hatte. Aber auch die machten ihn nervös. Vielleicht hielten die Leute ihn ja jetzt für einen Juden. Also schaltete er den iPod aus und steckte die weißen Kopfhörer wieder in die Tasche.

Der junge Mann ging weiter den Hügel hinab, bis er zu einer verkehrsreichen Kreuzung kam. Dort nahm er sich ein Taxi und sagte dem Fahrer, er solle ihn zum Hafte-Tir-Platz bringen. Die Frau des Fahrers saß, den vorschriftsmäßigen Schal um den Kopf geschlungen, neben ihm auf dem Beifahrersitz des Paykan und strickte. Sie trug eine Brille mit dicken Gläsern und schnüffelte wie ein Maulwurf in der Luft herum. Als sie den gutgekleideten Mann mit seinen glitzernen Manschettenknöpfen sah, nickte sie ehrerbietig. Sie hatte instinktiv erkannt, dass er zu den *asdam besabi*, den guten Familien, gehörte.

Im zäh fließenden Berufsverkehr fuhren sie die breite Modarres-Straße entlang. Als das Taxi den geschäftigen Hafte-Tir-Platz erreichte, wo neben handgemalten Bannern zu Ehren der Märtyrer Neonreklamen für Nokia und Hyundai blinkten, stieg der Mann aus und suchte sich einen Laden, der westliche Elektronikprodukte verkaufte. Dort erstand er einen Speicherriegel für seinen Laptop, einen USB-Stick und einige Computerprogramme, die in Armenien illegal kopiert und per Lastwagen über die Grenze geschmuggelt worden waren. Nachdem er die Sachen in seiner Aktentasche verstaut hatte, verließ er den Laden und ging die Bahar-Shiraz-Straße entlang bis zur übernächsten Querstraße. Erst da stieg er wieder in ein Taxi.

Draußen auf den Straßen liefen die Frauen wie üblich an heißen Sommertagen in Pseudo-*Hijabs* herum. Sie schoben

ihren Tschador so weit nach hinten, dass man ihr volles Haar in der Sonne glänzen sah, und loteten damit aus, wie weit sie gehen konnten, ohne eine Zurechtweisung von den Revolutionswächtern zu riskieren. Auch bei den langen Mänteln gab es in diesem Jahr eine neue Mode: Manche Frauen trugen sie in der Taille enger geknüpft, was zusammen mit einem Push-up-BH aus der Türkei sehr viel mehr von ihrer Figur erahnen ließ. Die jungen Männer mit Sonnenbrillen und billigen Lederjacken fuhren auf ihren Motorrädern an ihnen vorbei und glotzten sie an, wohl wissend, dass sie sie nicht berühren und niemals besitzen durften. Fußgänger wuselten wie Wasserkäfer quer über die Fahrbahn und entkamen dabei den heranrasenden Autos nur um Haaresbreite.

«Möchten Sie vielleicht Musik hören?», fragte der Taxifahrer dienstefrig und musterte seinen Fahrgast dabei im Rückspiegel. Der junge Wissenschaftler gab keine Antwort. Er wollte nicht reden, denn er war mit seinen Gedanken gerade ganz woanders. Die Frau des Fahrers schimpfte mit gackernder Stimme über die teuren Melonen auf dem Markt, während der Fahrer sich über die miserablen Fußballer des FC Esteghlal ausließ und dabei auf Zustimmung seitens des Fahrgasts spekulierte. Ja, sie spielen fürchterlich, sagte der Wissenschaftler. Die jungen Spieler können überhaupt nichts. Sie spielen wie Hunde oder wie Frauen. Oder noch schlimmer: wie Araber.

•••

Wie lange hatte der junge Mann sich das, was er jetzt tat, nun schon überlegt? Ein Jahr lang bewusst, und unbewusst vielleicht schon, seit er erwachsen war. Von außen merkte man

es ihm nicht an, da war er sich sicher. Ansonsten hätte man ihm doch niemals den Zutritt zu den geheimen Bezirken in Jamaran gestattet und ihm ein Büro in dem namenlosen weißen Gebäude gegeben.

Das war ihr Schwachpunkt. Sie misstrauten praktisch jedem, aber auf irgendwen mussten sie sich dann doch verlassen, und dabei konnten sie sich niemals sicher sein, ob derjenige ihres Vertrauens auch würdig war. Sie sagten, sie vertrauten auf Gott, doch das allein genügte ihnen nicht. Also hatten sie Gottes Geheimpartei erfunden, die göttliche Verschwörung, in die sie auch den jungen Wissenschaftler eingeweiht hatten. Bisher hatte er sich als extrem loyal erwiesen, bis er sich schließlich den Gedanken an Illoyalität erlaubt hatte. Dieser Gedanke war in ihm immer stärker geworden, und eines Tages hatte er dann sein ganzes Denken beherrscht. Die Grenze zwischen Loyalität und Illoyalität hatte aufgehört zu existieren.

Direkt am Fereshteh-Platz ließ sich der junge Mann von dem Taxi absetzen. Die Tatsache, dass das Innenministerium keine achthundert Meter von hier entfernt war, amüsierte ihn. Wenn man sich ihnen schon widersetzte, dann sollte man das direkt vor ihren Augen tun. Er ging mit seiner Aktentasche zu einer Villa an der Khosravi-Straße, in der sein Onkel Jamshid im ersten Stock ein kleines Firmenbüro besaß. Der junge Mann half ihm hin und wieder bei Korrespondenz und Abrechnungen, weshalb er freien Zugang zu den Räumlichkeiten hatte. Vor ein paar Monaten hatte er hier einen Computer aufgestellt und auf den Namen seines Onkels einen Internetanschluss eingerichtet. Manchmal kam er am späten Nachmittag ins Büro, machte die Buchhaltung

und schickte E-Mails an die Lieferanten seines Onkels im Iran sowie in Dubai und der Türkei. Eine der iranischen Firmen hatte ihren eigenen Internetserver, der nicht besonders gut gegen Hackerangriffe geschützt war. Es fiel dem jungen Mann nicht schwer, diesen Server so zu manipulieren, dass er darüber Mails verschicken konnte, die in Wirklichkeit von ihm stammten. Und weil der junge Mann viel von Computern verstand und genau wusste, wie er seine digitalen Spuren verwischen musste, konnte niemand feststellen, was er mit dem Firmenserver angestellt hatte.

Als er mit seinem eigenen Schlüssel die Tür zu Onkel Jamshids Büro öffnete, sah der junge Mann, dass die Sekretärin noch nicht nach Hause gegangen war. Die unbeholfene junge Frau aus Isfahan, die über viele Ecken mit ihm verwandt war, leerte noch die Papierkörbe aus, verabschiedete sich dann aber und ließ ihn allein. Er wollte ihr noch ein paar Rial geben, aber sie war zu schnell weg. Vielleicht war es auch besser so; womöglich hätte sie sich später an das Trinkgeld erinnert. Er fuhr den Computer hoch und steckte eine CD-ROM mit seiner neuen Software in das Laufwerk. Draußen war es jetzt ein wenig kühler geworden. Er machte Musik an und entspannte sich.

•••

Jetzt war er *posht-e-pardeh*, hinter dem Vorhang. Er hatte ein Geheimnis. Ein Geheimnis, das in vielen anderen Geheimnissen versteckt war. In Persien, wo es als schlechtes Benehmen gilt, etwas offen auszusprechen, war das ganz normal. Wenn man hier einen Handwerker fragt, was er für seine Arbeit verlangt, lehnt er jegliche Bezahlung ab. Nicht dass er umsonst

arbeiten wollte, er möchte nur einfach keinen Preis nennen. Ganz ähnlich verhielt es sich mit dem Geheimnis des jungen Wissenschaftlers. Es war ein Geschenk, aber nicht umsonst. Es war die Wahrheit, aber nicht die, die man auf den ersten Blick dahinter vermuten würde.

Warum tat er das? Die Antwort darauf war eher ein Gefühl, das sich nicht mit Worten ausdrücken ließ. Es setzte sich aus unzähligen kleinen Kränkungen zusammen, von denen ihm jede einzelne einen Stich versetzt hatte. Die letzte war das, was sie gerade seinem Vetter Hussein antaten. Hussein war ihnen immer ein treuer Diener gewesen. Einer von den *bach-e-ha*, einer der Ihren. Und trotzdem hatten sie ihn kaputt gemacht. Das taten sie häufig. Und dann war da das Beispiel seines Vaters, der stets unbeirrt zu seinen Überzeugungen stand und dessen Worte dem jungen Mann nicht mehr aus dem Kopf gingen. All das ließ ihn an dem Menschen verzweifeln, zu dem er geworden war. Wenn er nicht etwas unternahm, würde er sich nicht mehr im Spiegel ansehen können. Er würde jeden Respekt vor sich selbst verlieren.

Die Leute, an die er sich jetzt wandte, waren sicherlich alles andere als dumm. Aber war es klug, sich an Außenstehende zu wenden? Es war wie beim Händeschütteln. Iraner hatten einen schlaffen, weichen Händedruck, trügerisch unterwürfig, während man bei manchen Ausländern Angst um seine Fingerknochen haben musste, obwohl der Händedruck doch als ein Zeichen von Zuneigung und Freundlichkeit gedacht war. Diese schraubstockartige Begrüßung war in Deutschland weit verbreitet. Es war barbarisch, aber irgendwie auch verzeihlich. Die westliche Kultur hatte so viel vorzuweisen, dass sie nie gelernt hatte, wie man etwas verbarg. Wenn der